



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Freiligrath in seinen Briefen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Freiligrath in seinen Briefen.



Freiligrath schied im Jahre 1876, wenn nicht der bedeutendste, so doch sicher der originalste Lyriker aus dem Leben, den Deutschland in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat. Er hatte gleich bei seinem ersten Auftreten die hergebrachten Geleise stimmungsvoller Lyrik verlassen und in den von ihm in kräftigen Farben entworfenen, mit lebendigster Anschaulichkeit vorgestellten poetischen Bildern, sowohl dem Stoff als auch der Behandlung und Form nach, ganz neue Bahnen beschritten. Dieser seiner Dichtweise blieb er auch später, als er, von den hochgehenden Wogen des Freiheitsstaumels der vierziger Jahre mit fortgerissen, sich der Zeitdichtung zuwandte, im wesentlichen treu. Obwohl es ihm keineswegs an den Tönen warmer, inniger Empfindung gebrach, wie das allbekannte rührende „O lieb', so lang du lieben kannst“ und so manches andre Gedicht beweist, so trat doch diese Seite seines Wesens so sehr hinter den stolz einhereschreitenden, prächtig klingenden Versen zurück, daß man schon frühzeitig in seinen Poesien mehr „Auf- als Herzschlag“ finden und sogar dem Dichter selbst jedes wärmere Gefühl absprechen wollte. Da treten nun ergänzend seine Briefe ein, die jetzt Wilh. Buchner in zwei Bänden veröffentlicht hat;*) sie lassen uns einen tiefen Blick auch in das Herz des Dichters thun, sie lehren uns, daß er eine weichgestimmte, liebende und liebenswerte Seele war. Ingrimmig sagt er selber zu einer ungerechten Kritik seiner Gedichte: „Als ob ich kein Herz hätte, kein Gefühl, keine Seele! — Hab' ich mich denn ganz gegeben, ihr Himmelhunde? Habt ihr mir ins Herz geguckt? Kennt ihr mich denn? Ist ein Band Verse denn der Kerl selber?“

Man mag den Politiker Freiligrath hart tadeln, man mag den Dichter Freiligrath verkleinern, den Menschen Freiligrath muß man aus den vorliegenden Briefen nicht bloß achten lernen, sondern auch wahrhaft lieb gewinnen. Es spricht aus ihnen eine so kindlich reine, durch und durch sittliche Natur, ein so tiefes Empfinden, ein so inniger Familiensinn und eine so treue Anhänglichkeit an einmal gewonnene Freunde, eine so große Bescheidenheit, eine so ehrliche und wohlmeinende Offenheit, eine so herzhafte Mannhaftigkeit in der Bedrängnis und Not des Lebens, häufig auch ein so liebenswürdiger schalkhafter Humor, daß die Lektüre derselben, auch wo ihr Inhalt nicht bedeutend ist, einen hohen Genuß gewährt, und man bedauert fast, daß der Herausgeber so viel noch hat zurückhalten müssen. Dabei stehen diese Briefe formell sehr hoch; viele von

*) Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. Jahr, Moritz Schauenburg, 1882. 2 Bde.

ihnen sind in sich völlig abgerundete kleine Kunstwerke, nirgends etwas Zerhacktes, Zerrissenes, aber auch nichts Er künsteltes, Praetentiöses, sondern alles in ungezwungener Leichtigkeit dahinfließend — Muster eines gemüthlich plaudernden Briefstils.

In Detmold, wo neun Jahre vor ihm der unglückliche Grabbe geboren wurde, hatte Freiligrath am 17. Juni 1810 das Licht der Welt erblickt. Sein Vater, ein Schullehrer, ein einfacher, aber tüchtiger Mann, ließ ihm eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden, aber Rücksichten auf eine baldige Versorgung bestimmten ihn, den befähigten Sohn schon mit dem 15. Lebensjahre dem Gymnasium seiner Vaterstadt zu entnehmen und nach Soest zu einem Oheim in die kaufmännische Lehre zu schicken. Diese Wendung, die über des Dichters Lebensschicksal entschied und ihn später in einen so tief empfundenen Zwiespalt zwischen seiner äußern Stellung und seinem innern Beruf brachte, scheint ihn anfangs nicht unglücklich gemacht zu haben. In einem Briefe an einen Schulfreund spottet der neunzehnjährige Jüngling selber über dies Mißverhältniß und sucht sich mit berühmten Vorbildern darüber zu trösten: „Wie? höre ich dich rufen, ein Kübiosaktes*) und Literatur? Ein im Ol-, Thran-, Herings-, Stöckfisch-, Kaffee- u. Duft versauerter Ladenjunge und Poesie? Ei nun, Freund! war nicht Brekner, der außer vielen andern Operntexten auch den zu Belmonte und Constanze dichtete, ein Kaufmann? Ist nicht W. Gerhard, dessen Gedichte (vorzüglich seine Wila oder Übersetzung Serbischer Volkslieder) in den besten kritischen Instituten verdiente Anerkennung finden, ein Kaufmann? War nicht Nicolai, der berühmte Nicolai, ein (freilich Buch-) Händler? Also, ich dichte!“ Dies geschah aber zunächst nur verstohlen, da die Principale des jungen Kaufmanns dies Poetisiren mißbilligten, so daß er die Soester Wochenblätter, welche die Erstlinge seiner Muse, natürlich anonym, brachten, verstecken mußte.

Zwei Richtungen gehen in diesen Produkten der Soester Zeit in merkwürdiger Weise neben einander her: eine in Empfindungs- und Ausdrucksweise sich an die Vorbilder von Göthe und Matthison anschließende sentimentale, so daß Grabbe den jungen Dichter nicht mit Unrecht „unsern Matthison“ nennen konnte; daneben regt sich aber bereits jene kühne, weit in die Ferne schweifende Phantasie, die bereits den echten Freiligrath kennzeichnet. Schon das 1826 entstandene, jetzt die Gedichtsammlung eröffnende „Moossthee“ verrät in überraschender Weise die charakteristische Eigentümlichkeit der Freiligrathschen Lyrik. Mit diesen seinen ureigensten Schöpfungen wagte freilich damals der junge Dichter noch nicht an die Öffentlichkeit zu treten. Er sah sie selber, wie auch noch später, als tolle Überspanntheiten an. „Lauter dummes Zeug“ und ähnliche Urtheile über sie kehren öfter wieder. Und bei Überreichung von Bachmanns „Gunloda, Westfälisches Taschenbuch für 1833,“ worin mehrere seiner Gedichte abgedruckt

*) Griechisch: Salzstichhändler.

sind, an Grabbes Braut schreibt er dazu: „Ich weiß zwar nicht, ob das, was ich Ihnen biete, Ihren Beifall erhalten wird, wünsche aber von Herzen, daß es besser seyn möge, als so manches, was ich schon habe drucken lassen, und dessen ich mich fast schäme, umsomehr, da ich denken muß, daß viele, besonders solche, die mich früher kannten, mich deswegen für albern und närrisch halten müssen.“

Dieser Brief ist schon aus Amsterdam datirt, wohin Freiligrath im Jahre 1832 übersiedelte, um in ein Wechselgeschäft einzutreten. Hier am Meere, in dem geschäftigen Treiben der großen Stadt, in dem regen, den Austausch mit den fernsten Zonen vermittelnden Handelsverkehr des Seehafens entwickelte sich jene tropisch glutvolle, farbenprächtige, ihre Stoffe weit herholende Freiligrathsche Poesie, die sich von den hergebrachten Reimereien so kräftig abhob und bei ihrem ersten Bekanntwerden wahrhaft berauschend wirkte. Hier tauchten jene fremdartigen ausländischen Bilder vor seinem geistigen Auge auf, denen er notgedrungen poetische Gestalt verleihen mußte. „Warum ich meist Orientalia besinge? — Ich weiß es wahrhaftig nicht — Spiritus fiat ubi vult hat Hugo dem vierten Buche der Oden als Motto vorgelegt.“

Man hat Freiligraths Poesie nicht mit Unrecht eine deskriptive genannt, und der Dichter selber hat sie so empfunden: „Ich bin mehr Maler als Dichter, schreibt er, schildere in meinen Liedern mehr, als daß ich Gefühl und Reflexion entwickeln und erwecken sollte, und eben darum werde ich immer wenigstens einseitig bleiben.“ Und ähnlich: „Zimmermann hebt an meinen Versuchen besonders das Plastische hervor, und ich glaube selbst, daß ich, wenn ich das Technische der Malerei verstünde und von Jugend auf die erforderliche Fingerfertigkeit mir angeeignet hätte, ein besserer Maler als Dichter sein könnte.“ Den dichterischen Zustand aber, in dem er seine eigenartigen Gestalten konzipirt und gebiert, schildert er so: „Ich kann nur dichten in tiefer stiller Nacht. Dann fahr' ich aus schweren Träumen, wie Lenore, lege die heiße Stirn in das zerrwühlte Kissen, Mann und Roß sausen im Dunkeln an mir vorüber, und mit zer Schlagenen Gliedern steh' ich morgens auf.“ Und an einer andern Stelle: „Sie reden von innerer Unruhe — nicht wahr, da läuft man herum wie besessen? kann nicht schlafen, und drückt die brennende Stirn an die Kissen, bis Verse herausfliegen? Ach ja, es ist ein miserabler Zustand, aber doch ein echt dichterischer! Beim Versmachen muß man immer halb toll sein — ich meine Shakespeares fine frenzy — das giebt die besten Gedichte!“

Die so herausfliegenden schwungvollen Verse würden den Einfluß Viktor Hugos, mit dem Freiligrath sich in Amsterdam viel zu beschäftigen begann und dessen Odes et Poésies diverses er im Auftrage des Buchhändlers Sauerländer übersezte, nicht verkennen lassen, auch wenn er ihn nicht selbst zugestünde: „Die Franzosen haben mich von jeher kalt gelassen, und erst, seitdem Feuerköpfe wie Viktor Hugo, Alphons de Lamartine, Beranger, Balzac, Jules Janin, Alfred de Vigny, Eugene Sue (Verfasser von Atar Gull) und andre die Fesseln ge-

sprenge haben, mit welchen die Allongeperücken des siècle de Louis XIV. Sprache und Geschmack ihrer Nation gebunden hatten, bin ich mächtig von dem Genius gallischer Poesie ergriffen und namentlich von Hugos unvergleichlicher Dyrif hin-gerissen worden.“ Ein andermal schreibt er: „Ich muß diese Nacht noch ein Paket für Sauerländer zurechtmachen, und bin daher so rhapsodisch — überhaupt macht mich der Hugo halb verrückt, d. h. nicht das Übersetzen, sondern der Inhalt der Oden an und für sich. Man glaubt in einigen die Apokalypse zu lesen — eine entsetzliche Phantasie hat der Kerl, und wenn ihn Tieck auch in seiner Reise ins Blaue gewissermaßen in den Bann thut, so bleibt er doch ein Hauptpoet.“ Freilich beklagt er später diesen Einfluß, indem er 1836 an Schwab schreibt: „Sie machen mir wieder einen verdienten Vorwurf wegen Manier; das ist, weiß Gott, niemandes Schuld, als Hugos! Als ich Ihnen vor 1½ Jahren die Sandlieder schickte und das Gedicht Einem Ziehenden und den Wassergeusen, da war ich auf gutem Wege, mich aus dem rhetorischen Wust herauszuarbeiten; durch die Übersetzung des Hugo bin ich wieder hineinge-
kommen.“

Schwab, wie Chamisso, die Freiligrath in ihrem Musenalmanach und im Cottaschen Morgenblatt zuerst einem weiteren Publikum vorführten und ihm als treue, wohlmeinende Ratgeber im Beginne seiner öffentlichen Dichterlaufbahn zur Seite standen, warnten ihn beide vor Manier, vor der beständigen Wahl allzu schauerlicher und phantastischer Stoffe, vor Spielereien der Form. Mit einer für einen jungen Dichter unerhörten Bescheidenheit nimmt er diese Warnungen und Vorwürfe auf. Schwab antwortet er: „Wie gegründet Ihr Tadel in Betreff der angeregten beiden Punkte ist, fühle ich nur zu sehr. Die fatalen Bouts-rimés! Ich bin eigentlich nur durch das Vermeidenwollen des alltäglichen Geklingels hundert- und aber hundertmal wiederholter Reime dazu gekommen, sehe aber jetzt wohl ein, wie leicht es ist, auf diese Weise aus einem Extrem ins andre zu geraten. Ach, ich möchte zuweilen verzweifeln, wenn ich die in edler Schlichtheit dastehenden Meisterwerke der Chorführer der neueren Dyrif mit meinem schwülstigen Zeuge vergleiche! Sene Endreime, wie auch meinen schlechtäsurigen Alexandriner zu vermeiden, wird mir zwar, da sie etwas Außerliches und Willkürliches sind, keine besondern Schwierigkeiten machen; mehr dagegen werde ich mich schon zusammennehmen müssen, um auch in der Wahl des Stoffes Ihrer freundlichen Warnung Folge zu leisten. Gott mag wissen, wie ich friedfertiger Mensch dazu komme, so viel Blut zu vergießen! Nicht Wahl — eher Wahlverwandtschaft ist es, was mich, und mit mir die meisten Dichter des deutschen Nordens, das Düstere und Gräßliche ergreifen läßt und mich der Gefahr aussetzt, eine dereinstige Sammlung meiner Gedichte eher zu einem Schlachtfelde oder einem anatomischen Theater, als, nach dem Vorgange der Sänger des Südens, zu einem sonnigen, duft- und farbenreichen Blumengarten zu machen. Was ich thun kann, um nicht zu einseitig in der einmal einge-
Grenzboten I. 1882.

schlagenen Richtung zu beharren, werde ich gewiß nicht versäumen; und wenn Sie erlauben, daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit meine Zusendungen für das Morgenblatt oder den Almanach erneuere, so hoffe ich Ihnen zu beweisen, daß es mir Ernst mit meinem Versprechen ist."

An vielen Stellen der Briefe dokumentirt sich diese, wie man deutlich sieht, echte Bescheidenheit, dem Lobe wie dem Tadel gegenüber. Er verzweifelt oft an seiner dem Gewöhnlichen abgewendeten Dichtungsweise, insbesondre wenn er sie, wie oben, mit der einfachen schlichten Art andrer Dichter vergleicht. So schreibt er ein andermal an Schwab: „Gedruckt kommen mir meine Gedichte erst vollends toll und nichtswürdig vor; der Fluch des Ungeschmacks ruht nun einmal auf mir, und es ist mir oft, als ob ich auch beim redlichsten Willen nie imstande sein würde, ihn ganz zu lösen.“ Ähnlich an den Dichter Schnetzler: „Und dann sagst du: prächtige, klingende Verse! — Ja sieh, das ist eben mein Fehler. Bombast, Rhetorik — das ist meine Force. Ich möchte oft bittere Thränen darüber weinen und könnte das ganze Reimhandwerk an den Nagel hängen, wenn's mir nicht manchmal auch wieder so zu Mute wäre, als wäre ich alle dem zum Trotz dennoch ein Dichter!“ Und noch ein paar Jahre später, als das Erscheinen seiner Gedichtsammlung seinen Namen schon berühmt gemacht hat, an Wolfgang Müller von Königswinter: „Deine Volkslieder gingen mir fort und fort durch die Seele wie schneidige Schwerter, und ich hätte meine Poesie und mich selbst anspeien mögen.“ Gerne möchte er sich den Schwäbischen Dichtern, mit denen er doch so gar nichts gemein hat, zugezählt wissen. Als diese im Jahre 1836 sich von dem Musenalmanach zurückzogen, weil dem neuesten Jahrgang desselben ohne ihr Vorwissen das Porträt Heines, der soeben in seiner *École romantique* Uhland so heftig angegriffen hatte, vorgelegt worden war, da schreibt auch Freiligrath in edler Aufwallung der Verlagshandlung ab: „Schwabs und der übrigen Schwäbischen Dichter Zurücktreten ist dadurch zur Genüge motivirt, und — ich bin selbst Norddeutscher, meine Dichtweise ist leider von der schlichten, einfach reinen jener Sänger des Südens himmelweit verschieden; aber die Freundlichkeit und Herzlichkeit, mit der mir die Besten unter ihnen entgegenkamen, läßt mich hoffen, daß sie mich wenigstens der Gesinnung nach als den Ihrigen betrachten, und daß ich Uhland mit ihnen als gemeinsames Haupt ansehen darf — ich muß in der That gegen den Abdruck der Ihnen gesandten Sachen protestiren.“

Dieser Bescheidenheit entsprach auch Freiligraths persönliches Auftreten, das als schüchtern, ja unbeholfen geschildert wird. In größerer Geselligkeit verhielt er sich meist schweigend, und wie sehr noch in spätern Jahren alle dem gefeierten Dichter entgegengebrachten Ovationen diesem nur beengend und lästig waren, lehrt so manche Stelle seiner Briefe. Erheiternd ist in Schmidt-Weissenfels' „Biographischem Denkmal“ Theobald Kerner's, des Sohnes von Justinus, Erzählung zu lesen, wie sein Vater bei einem Besuche Freiligraths in Weinsberg

im Jahre 1841 über die Echtheit seines so schlicht auftretenden Besuchers lebhafteste Bedenken empfindet, die er erst fahren läßt, nachdem er sich gedrungen gefühlt hat, dessen poetische Ader zu erproben.

Dieser anspruchslose junge Dichter sucht sich anfangs auch mit dem ihm aufgezwungenen prosaischen Broterwerb, so gut es geht, abzufinden. An seinen Schulfreund Ludwig Merkel schreibt er: „Meine Arbeit besteht in Korrespondenz, Buchführen, Fakturaufnehmen zc. — lauter trockne Dinge freilich; — indeß, Ludwig, welcher Mensch möchte sich wohl rühmen können, ganz so zu leben, wie er es wohl wünschte, und einzig solchen Beschäftigungen obzuliegen, welche seinen Neigungen durchaus entsprechen? Ich glaube, keiner! Und warum wollte man sich die Arbeit, die einem nun mal angewiesen ist und welcher man durch Übung und Gewohnheit, wenn eben auch nicht durch ausgezeichnetes Talent, gewachsen ist, durch beständiges Murren und Hinüberwünschen in einen andern Zustand verbittern? Ich glaube wenigstens, daß dies eine große Thorheit ist, und suche meiner Arbeit durch Ordnung, Accurateffe zc. die angenehmste Seite abzugewinnen. Dies gelingt mir auch trefflich, und ich muß dir aufrichtig gestehen, daß mich eine schön geschriebene und genau gerechnete Seite in meinen dicken Faktur- und Kontokorrentbüchern ebenso amüsirt, als meine beste Reimerei.“ Ein andermal tröstet er sich mit den Worten: „Sie haben freilich recht, daß der Merkur nicht recht zum Apoll und den Musen paßt. Es ist und bleibt eine Affoziation, wo es immer kleine Reibungen giebt; ich tröste mich aber damit, daß fast alle Poeten von Hans Sachs an mehr oder weniger die Poeterei dazu treiben mußten, und daß es am Ende einerlei ist, ob man die Zeit, die man den Musen widmet, dem Merkur, oder der Themis, oder sonst einem Gott oder einer Göttin abzieht.“

Wie dies Abziehen zu verstehen ist, lehren uns manche Eingänge von Briefen, die „zwischen Journal und Hauptbuch“ hingeworfen sind, und eine ergötzliche, ein paar Jahre später entworfene Skizze seines Amsterdamer Comptoirdienstes. Er sagt vom Wilhelm Meister: „Die Ähnlichkeit mancher Situationen meines eignen Lebens mit den vom alten Wolfgang geschilderten hat mich von jeher angezogen, und ich erinnere mich noch sehr wohl des Fensterpultes auf meinem Amsterdamer Comptoir, wo ich, unterm Schirm eines mächtigen Rechnungsbuches, den Meister im Jahre 1832 zuerst las. Zu meiner Seite ein breiter Kanal mit Schiffen und Rähnen, um mich herum Summen und Rechnen, vor mir mein Foliant — und im Kopfe das Klappern von Philinens Pantoffeln, Mignons Eiertanz und zwischendurch, wie Blitze meinem Schädel entzuckend, eigne Lieder, die dann meist gleich an Ort und Stelle auf zerrissenen Rechnungen oder Briefen niedergeschrieben wurden.“

Auf die Dauer aber wird dem in der fremden Stadt gänzlich vereinsamen, von Sehnsucht nach der Heimat verzehrten, an einen verhassten Beruf geketteten Dichter dieser Zustand doch unerträglich. An Schwab schreibt er: „Glücklich

fühle ich mich in meiner jetzigen Lage nicht. Mein Stand legt dem Dichter mehr Fesseln an, als jeder andre. Ohne seine Lichtseiten zu verkennen, kann ich ihm doch nicht mit ganzer Seele angehören. »Die bösen Ideale« kommen mir immer in die Quere, und wenn ich über Spanische Staatspapiere schreiben soll, so denke ich an die Vidassabücke und die »alten Wunden,« die auf ihr aufbrechen. Die Aussicht, mein ganzes Leben als Kommis hinvegetiren zu müssen, ist entsetzlich, und doch — was bleibt mir anders übrig? Noch studiren zu wollen, fällt mir nicht ein, dazu bin ich zu reich an Jahren und zu arm an Geld.“

Endlich benutzt er, gestützt auf Cottas freiwilliges Anerbieten, eine Sammlung seiner Gedichte zu verlegen, und mit einem Auftrage Sauerländers auf eine weitere Übersetzung Victor Hugos versehen, einen geringfügigen Anlaß, um seine Stelle zu kündigen und den Versuch zu machen, einmal nur seinen schriftstellerischen Arbeiten zu leben. Aber sehr bald kommt er zu der Einsicht: „Das Dichten allein ist eine miserable Sache, und eine prosaische Unterlage thut auch dem Poeten im Leben gut.“ Auch das Übersetzen auf Bestellung erweist sich für den Dichter als eine Sklavenarbeit nur anderer Art als das Buchführen, wenigstens bei den hohen Anforderungen, die er sich stellt: „Treue und Wohlklang! Es ist manchmal zum Schädeleinrennen, muß aber doch heraus.“

Schon in den ersten Soester Jahren hatte Freiligrath, zugleich mit einem eifrigen Studium der modernen Sprachen und Literaturen, begonnen, die Dichter derselben zu seiner eignen Übung zu übertragen, und diese mit Liebe geübte, besonders den Engländern und später auch den Amerikanern zugewandte Übersetzerthätigkeit hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet. Eine ganze Anzahl von ihnen, wie Longfellow und Bret Harte, hat er zuerst in Deutschland eingeführt. Gelegentlich hält er es für nötig, sich wegen dieser Betriebsamkeit zu verteidigen: „Schelten Sie mich nicht, wie andre Leute, daß ich so viel übersetze. Ich glaube nun einmal, die Gabe der poetischen Übersetzung in einem Grade zu besitzen, der es mir zur Pflicht macht, sie nicht brach liegen zu lassen, sondern durch sie nach Kräften zur Vermittlung bedeutender ausländischer Talente bei unsern Landsleuten beizutragen. Die Masse des miß- und absprechenden Publikums weiß gar nicht, was es heißt, etwas Poetisches poetisch zu übersetzen.“

Die Frage läßt sich aber wohl aufwerfen, ob diese fortgesetzte Übersetzerthätigkeit nicht seiner eignen Produktivität, die auch in den Jahren des Freiseins vom kaufmännischen Joche und bei vollkommener Muße nicht groß war, hinderlich gewesen ist. Mindestens empfand er damals das Zwangsübersetzen so, und schwört mit ihm dem Schriftstellertum überhaupt ab mit den Worten: „Es ist am Ende doch etwas Trauriges um das bloße Schriftstellern. Durch das ganz Geschäftsmäßige, was man im Verkehr mit den Buchhändlern schier gezwungener Weise in die Poesie hineinlegt, würdigt man, glaub' ich, die

legt nur herab, und — sie rächt sich dafür! Ich gestehe offen, daß ich nichts kenne, was den Geist mehr abstumpft und zu eignen Produktionen unlustiger macht, als dieses fluchwürdige Helotemwerk, das Übersetzen! Etwas Prosaisches, nun ja, das lasse ich gelten — das geht schon halb im Schlaf; aber Gedichte, bei deren Wiedergebung man mit Vers, Reim und Sprache zu ringen hat, vollends Gedichte von Hugo, die aller Capricen voll sind und einem mehr zu schaffen machen, als die von hundert andern Poeten — die Geduld geht einem wahrlich auf die Dauer aus! Zu einem eignen Gedicht dann und wann werde ich immer Zeit behalten, auch als Kaufmann; diesem Uebersetzungshandwerk schwöre ich aber ab, ehe der Sommer ins Land kommt.“ Und so nimmt er schon nach einem Jahre der Muße aufs neue eine kaufmännische Stelle in Barmen an.

Noch ein andrer Umstand scheint zu diesem Entschlusse beigetragen zu haben. Freiligrath war seit acht Jahren verlobt und mußte nach einem soliden Untergrunde für eine endlich zu begründende Häuslichkeit streben. Auf dieses unglückselige Verhältniß fällt zum ersten Male durch die vorliegende Publikation ein Licht, freilich kein zu helles, da aus dem Briefwechsel mit der Braut nur ganz spärliche Mittheilungen gemacht werden. Schon in seinem neunzehnten Jahre hatte sich Freiligrath mit der um zehn Jahre ältern Schwester seiner Stiefmutter verlobt. Es ist klar, daß dies Verhältniß, das mit jedem Jahre unnatürlicher wurde, mehr das einer freundschaftlichen Zuneigung als einer glühenden Liebe war. Trotzdem hielt derselbe, obwohl ihm eine Auflösung von der andern Seite öfter nahe gelegt wurde, in ehrenhafter Gesinnung solange an seinem einmal gegebenen Versprechen fest, bis endlich eine tiefgehende Leidenschaft, die zu seiner nachmaligen Gattin, mit Allgewalt das falsche Band zerriß. Diese Umstände erklären auch das spärliche und verspätete Auftreten des Liebesliedes unter den Produktionen des jungen Dichters. In seiner ersten Gedichtsammlung fehlt es gänzlich.

Diese Gedichtsammlung trat nach längerer Verzögerung endlich im Jahre 1838 ans Licht und machte Freiligrath mit einem Schlage zu einem berühmten, hochgefeierten Dichter. Man fühlte, hier einer durchaus originalen, gewaltigen Erscheinung gegenüber zu stehen; nichts war vorhanden, das an die ersten umhertastenden Versuche junger Dichter erinnerte, nichts Alltägliches, alles vollendet und eigenartig. Mit welcher unbarmherziger Selbstkritik aber auch der Dichter bei der Auswahl zu Werke ging, wie weit entfernt er von väterlicher Schonung für die Kinder seiner Muße war, zeigen uns wiederum die Briefe. Die Fremdartigkeit der Stoffe, das läßt sich nicht leugnen, trug mit zu der packenden Wirkung bei, welche die Gedichte ausübten. Nicht nur das Liebeslied, auch das Frühlingslied war in ihnen nicht vertreten. So sehr Freiligrath den Naturgenuß liebte, so wenig fühlte er sich durch ihn produktiv angeregt. Sehr bezeichnend schreibt er einmal: „Bei dem schönen Wetter fällt mir auch

nicht ein einziger Reim ein; dagegen ist jeder Spaziergang, den ich mache, ein Gedicht. — Was soll man das alles aussprechen? There have been poets who have never pen'd their inspiration. Byron.“ Die Gefahr, entweder sich in dieser einseitigen Richtung zu erschöpfen, oder in Manier zu geraten, lag allerdings nahe. Davor bewahrte den Dichter die bedeutungsvolle Wendung, die er im Beginn der vierziger Jahre nahm — die Wendung zur patriotischen und politischen Lyrik.

(Schluß folgt.)



Das Vermächtnis Anselm Feuerbachs.

Für kurzem ist bei Carl Gerolds Sohn in Wien ein kleines Buch erschienen, dessen Lektüre einen tief ergreifenden Eindruck hinterläßt. Es enthält die Bekenntnisse und Aufzeichnungen eines Künstlers, der seine reiche Phantasie und seine starke Kraft in unablässigem Ringen mit widerstrebenden Mächten und Verhältnissen von oft erbärmlicher Kleinigkeit aufrieb. Man pflegt gewöhnlich zu sagen, daß die deutsche Kritik sich den größten Teil der Schuld an dem frühzeitigen Untergange Anselm Feuerbachs beizumessen habe. Die Blätter, welche eine pietätvolle Hand, vermutlich die seiner opfermutigen, edlen Stiefmutter, aus seinem Nachlasse herausgegeben hat, belehren uns eines andern. Aus diesen Tagebuchfragmenten, Briefauszügen und Aphorismen, die Feuerbach übrigens selbst für die Öffentlichkeit bestimmt hatte, erfahren wir, daß eine ganze Reihe von Faktoren mitgewirkt hat, um diesen glänzenden Geist vor der Zeit zu beugen und zu brechen.

Feuerbachs Leben war eine förmliche Kette von Verhängnissen. Als sich sein Talent offenbarte und die Familie über seine Zukunft beratschlagte, wurden Zeichnungsproben nach Düsseldorf an Lessing und Schadow geschickt. Lessing antwortete: „Der junge Mensch soll sein Gymnasium absolviren und dann weiter sehen.“ Schadow schrieb, der junge Feuerbach „könne nichts andres werden als Maler und möge sogleich kommen.“ Dieser Zwiespalt der Meinungen begleitete ihn sein ganzes Leben hindurch. Während die einen ihm hartnäckig jedes Talent absprachen, hoben ihn die andern, freilich die Minorität, in den Himmel. Recht gehabt hat vielleicht Lessing. Während der alte Schadow als Direktor der Berliner Akademie bei der Aufnahme von Schülern äußerst rigoros verfuhr, konnte Wilhelm Schadow der Sohn, um den Glanz der Düsseldorfer Akademie, wie er glaubte, seiner Schöpfung zu heben, nicht genug Schüler heranziehen, um die er sich später, wenn sie da waren, nicht mehr kümmerte. Feuerbach charakterisirt ihn kurz und scharf, aber gerecht: „Seinem durch und durch